

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald
Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg
Band: 26 (2013)
Rubrik: Wahres und Erzähltes : Rufen, Wasser, Schnee, Feuer, Hagel, Hunger

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

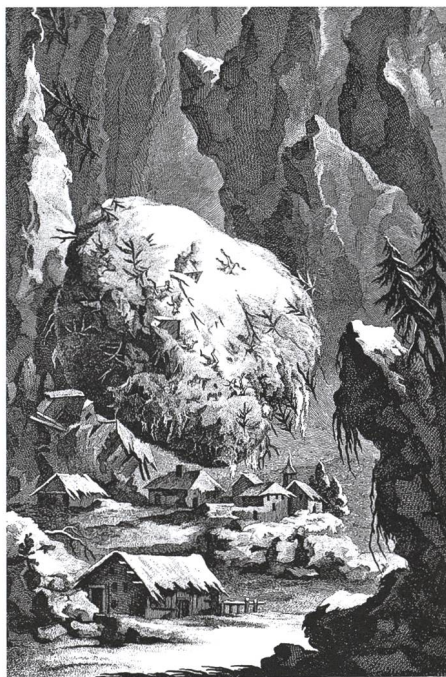
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rüfen, Wasser, Schnee, Feuer, Hagel, Hunger



Wenn wir die Morphologie des mittleren Alpenrheintals mit seinen Runsen, Schuttkegeln, Felsen-trümmern und anderen stummen Zeugen der Vergangenheit betrachten, wird uns bewusst, wie oft Naturereignisse eingetreten sein müssen, von denen keine Chronik berichtet. Seit alters her hatten die Menschen jedoch das Bedürfnis, aussergewöhnliche Erscheinungen weiterzugeben, wobei sie verständlicherweise dazu neigten, jedes abnorme Ereignis als etwas Einmaliges, noch nie Dagewesenes zu betrachten.

Schlipfe und Überschwemmungen

Noch um 1800 war eine Bewirtschaftung des Waldes im fürsorglichen Sinn praktisch unbekannt. Mittels Rodungen diente er der Gewinnung von Kul-

Kapitelüberblick

- **Alle Gewässer heulten schrecklich** (Grabs/Werdenberg). Die Wasserkatastrophe von Grabs 1762.
- **In den Wasserfluten begraben** (Grabs). Notizen über die grosse «Wassergüssi 1762» in einer alten Bibel.
- **Sieben Stunden von Trübbach nach Sevelen** (Werdenberg). Überschwemmungen und Schlipfe in der Region.
- **Behüte mir der Herrgott den Geranium** (Wartau). Der Läuibach riss 1849 sämtliche Wasserwerke mit.
- **Du Bächlein, fliesse sanft dahin** (Sevelen). Der Wolkenbruch von 1849 und die Folgen in Sevelen.
- **Sturmschlagen, Läuten und Hilfi-orufe** (Werdenberg). Aus der Geschichte der Rheinüberschwemmungen.
- **Beim Retten seiner «Viehwaare» verunglückt** (Werdenberg). Von einer grossen Rheinüberschwemmung.
- **Nie mehr gesehen** (Werdenberg). Schlimme Unglücksfälle am Rhein.
- **Hochwasser wie eine dicke Mehlsuppe** (Wartau). Warum der Rhein nicht in den Walensee fliesst.
- **Einer erschossen und einer blesiert** (Sevelen/Wartau). Ein «Wuhrgeschäft» mit den Triesnern.
- **Der bestechliche Richter** (Wartau/Triesen). Ein durch Bestechung erworbener Stall bringt keinen Segen.
- **Schloss Werdenberg brennt** (Werdenberg/Grabs). Beim Aufritt des Landvogts bricht auf dem Schloss Feuer aus.
- **Ein schrecklicher Feuerteufel** (Wartau). Die Pulverstampfe in Oberschan wird durch Blitzschlag zerstört.
- **Fasnachts-Chüechli und der Brand von Azmoos**. Vom Dorfbrand im Jahr 1819.
- **Feuersbrunst in Oberschan** (Wartau). Das Dorf Oberschan fällt einer Brandstiftung zum Opfer.
- **Was der Nini ungerm dem Enkel erzählte** (Wartau). Das traurige Ende des Oberschaner Brandstifters.
- **«Der Win wardt Sur»** (Werdenberg). Naturkapriolen: Hagel, Kälte, Hitze, Wind, Erdbeben und Heuschrecken.
- **«Bergfahl zu Sax» und ein «erschrocklicher Sturmwind»** (Sennwald). Der Saxer Felssturz und Sturmschäden auf Forstegg.
- **Leute wie dürre, schwarze Bäume** (Werdenberg). Von den Hungerjahren 1816/17.
- **Das Herz waltet vor Mitleiden** (Werdenberg). Von Hungergestalten, die man kaum mehr kennt.
- **Gierig nach Habermus** (Grabs). Ein begüterter Müller ernährt die Nachbarsfamilien.
- **Die Gonzenläui** (Wartau). Geschichten um Lawinenniedergänge am Gonzen.

Zur Abbildung am Textanfang: «Schneelauwen, oder Schnee-Brüche, wie sich dieselbige ab gätzstozigen Gebirgen fast senkelrecht herunder stürzen.» Kupferstich von David Herrliberger nach einer Tuschfederzeichnung von Daniel Düringer, Basel 1758. Public-Domain-Bild

turland; die verbliebenen bestockten Flächen standen zur Selbstbedienung offen für plündernde Holznutzung und intensiven Weidgang. Die Folgen davon waren weitgehend nur noch Buschwerk aufweisende Bestockungen, so dass Erosionserscheinungen mit Schlipfen und verheerenden Überschwemmungen durch die Bäche nicht ausblieben. Und nicht zu vergessen sind jene Schäden, die durch ungehindert zu Tal donnernde Lawinen ausgelöst wurden! Der Katalog der schlimmen Folgen dieser Witterungsereignisse ist lang: Seuchen, Hunger, Armut und manchmal gar «ein grusam Sterben».

Der Talfluss Rhein hat Geschichte und viele Geschichten geschrieben: Während Jahrhunderten suchten sich die Menschen vor dessen Wassermassen zu schützen, und häufig mussten sie zusehen, wie Hochwasser ihre Bemühungen in kurzer Zeit zunichte machten. Die heutige Gestalt des Talflusses ist das Resultat vom Ringen mit dem Fluss, von Kampf und Krampf. Darunter fallen auch die vielen Auseinandersetzungen und Reibereien zwischen den Rheinanstössern infolge unklarer Grenzsetzungen und Nutzungsberechtigungen in dem sich früher laufend verändernden Stromgebiet.

Roter Hahn und Heuschrecken

In allen Kulturen ist das «Element» Feuer schon in frühester Zeit und bis in die Gegenwart präsent. Dass im Segen des Feuers für die kulturgeschichtliche Entwicklung der Menschheit auch der Fluch für die Zerstörung ihrer Lebensgrundlagen steckt, musste in der griechischen Mythologie bereits Prometheus erkennen, als er den Göttern für die Menschen das Feuer raubte und dafür bitter zu büssen hatte. Auch in unseren Dörfern wütete immer wieder der «Rote Hahn», zerstörte Hab und Gut und riss nicht selten blühendes Leben aus den Familien. Vielfach waren es hier der Föhn oder stürmische Westwinde, die einen Brand binnen weniger Minuten zur schrecklichen Feuersbrunst anwachsen liessen. Im kollek-



Die Grof, das einst fruchtbare Feld zwischen Altendorf und der Landstrasse, verwandelte der Buchser Bach 1762 in eine unwirtliche Schuttwüste. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

tiven Gedächtnis unserer Vorfahren sind Grossbrände in den Dörfern denn auch stark vertreten.

Seit jeher haben die Menschen das Bedürfnis, über Wetter und Unwetter Bescheid zu wissen, und haben deshalb Naturbeobachtungen aufgezeichnet. In Chroniken findet man viele bruchstückhaft überlieferte Erinnerungen über ausserordentliche Witterungserscheinungen aus den vergangenen Jahrhunderten. Ungewöhnliche Ereignisse waren beispielsweise auch Erdbeben, und staunen lassen uns Überlieferungen von Heuschreckenplagen in unseren Breiten.

Schreckgespenst Hunger

Dem dauernden Schreckgespenst Hunger standen unsere Vorfahren immer wieder und meistens machtlos gegenüber. Noch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts waren die Menschen als Selbstversorger auf gute, reichliche Ernten angewiesen. Blieben sie aus, bedeutete das für die meisten, dass sie nicht nur Hunger zu leiden, sondern gar den Hungertod zu fürchten hatten. Missernten waren immer mit einer enormen Teuerung als direkte Folge verbunden. Die einfache Bevölkerung in ihrer unvorstellbaren Armut hatte in

Notzeiten nie die Mittel, sich mit gekauften Gütern einzudecken, und litt dementsprechend unter den Folgen von schlechter Witterung und Naturkatastrophen. Erst mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der es erlaubte, Nahrungsmittel aus weiter entfernten Gegenden zu importieren, verbesserten sich die Lebensumstände.

Auch wenn die hier folgenden Geschehnisse, die sich insbesondere auf ältere Aufzeichnungen stützen und aus einer reichen Materialfülle ausgewählt wurden, sich nicht ohne Weiteres der eigentlichen Sage zurechnen lassen, sondern eher im Stadium des Memorats erhalten geblieben sind, ist es angebracht, sie in diesem Sagenkreis anzusprechen.¹

● Alle Gewässer heulten schrecklich

Von Ostern bis Pfingsten 1762 blühte der Frühling in aller Herrlichkeit. Schön und fruchtbar schritt das Jahr in

¹ Wer sich mit den hier angesprochenen Themenkreisen näher befassen möchte, dem seien die darüber erschienenen Werdenberger Jahrbücher empfohlen.

den Sommer über. Da strömte zwei Tage und zwei Nächte unaufhörlich ein starker Regen über alle Berge hinaus. Der Regen weichte den abschüssigen, lange trockenen Boden auf. Alle Quellen strömten, Schlipfe und Brüche stürzten in die Töbler. Die Gewässer der Berge heulten schrecklich und wälzten entsetzliche Wasser- und Schuttmassen aus den Bergschluchten hervor und ins fruchtbare Land hinaus.

Im Buchserbachtobel hielt ein Schlipf das Wasser viele Stunden auf. Endlich durchbrach dieses den festen Wall und stürzte mit solcher Wucht aus dem finsternen Tobel heraus, dass im Rappenloch ein Haus und weiter unten bei Altendorf einige Ställe von den Fluten zertrümmert und fortgerissen wurden. In Altendorf war an vielen Stellen die hergeschwemmte Schuttmasse einige Schuh tief. Die Grof aber – das schöne, fruchtbare Feld zwischen Buchs, Altendorf, dem Buchser Bach und der Landstrasse – wandelte der Bach grosenteils in eine unwirtliche Schuttwüste um. Sogar der Brunnenbach beim Buchser Pfarrhaus wurde zum reissenden Bach, der grosse Stämme mit sich forttrug und durch die Widengüter hinunter Runsen aufwühlte.

Der Logner bei Lims brachte ungeheure Schuttmassen und wühlte sich neue Bahnen. Der Studner Bach brachte einen Felsblock aus den Bergen herunter, der so gross war, dass auf demselben mehrere Frauen bequem Platz nehmen und spinnen konnten. Seine Fluten zertrümmerten auch ein Häuschen und schwemmen dessen Inhalt fort.

Senn 1862; Gabathuler 1999, S. 76f.

● In den Wasserfluten begraben

Ein Eintrag auf dem Vorsatzblatt einer Bibel² aus Grabs erinnert an die schwere Wasserkatastrophe von 1764: *«Dieses Bibel-Buch wurde in dem grossen Wasserguss in dem Jahr Christ 1764, als das Haus zertrümmert wurde, von dem Bünt-Gut bis zu dem Tommelenbühel-Gut von dem Wasser fortgeschwemmt, und all-dort auf dem Sand unversehrt gefunden,*

wovon aber die Spuren von Lett und Sand noch vielfältig in diesem Buch anzutreffen sind. Auch zwey Häuser wurden von der Gewalt des Wassers zerrissen und fortgeschwemmt. Vier Menschen, nämlich zwey ledige Weibspersonen, und zwey Mann wurden in den Wasserfluten begraben, [die] aber noch in dem Schlamm gefunden wurden.

Auch viele konnten sich ihr Leben noch retten auf Bäumen und Gebäuden. Dieser Wasser-Guss ward durch einen grossen Verschlag³ – im Löchle genannt – verursacht, wo es die schönsten Güter von Behlen-Bach bis in Gwader [Quoder] tief mit Schlamm und Steinen überschwemmte. Auch die Vorsehung Gottes waltete recht augenscheinlich, dass bei einer solchen Überschwemmung nicht mehr als vier Personen ihr Leben verloren.»

Der Bibeleintrag wurde «zum Andenken der Nachkommenschaft» aufgeschrieben von Fridolin Tischhauser (1799–1874), Hugenbüel, am 1. März 1836, und an Neujahr 1864 – hundert Jahre nach dem Unglück – von gleicher Hand mit einem «Nachtrag zu Obigem» versehen: *«Obbemelter Wasserguss entstand den 30. May 1764, am Samstag vor Pfingsten, wo es über die heiligen Tage so anhaltend stark regnete, dass die Gewässer in dieser Gegend eine ungeheure Höhe erreichten. Die in diesem Wasserguss um ihr Leben gekommenen waren Bartholome Fohrer, und Ullrich Schäper, und des Michael Schlegels zwey Töchtern. Des Georg Gantners Haus vor dem Bach hat der Schlamm zusammen gedrückt, und ist erst [noch] am Pfingst-Dienstag verbrunnen [verbrannt]. Und des Hans Gantners Haus wurde gänzlich weggeschwemmt, wie oben geschrieben steht.»⁴*

Lippuner 1999, S. 111.

● Sieben Stunden von Trübbach nach Sevelen

Überschwemmungen erfolgten auch im Spätherbst 1824; die Rheinebene von der Tardisbrücke bei Landquart bis Sargans wurde während Tagen in einen See verwandelt. *«Vom 27. Okt. an regnete es elf Tage und Nächte; die Gewässer*

wurden sehr gross; es gab Schlipfe; in Murris sank ein Haus ein wenig [...]. In der Nacht des besagten Tages stürzte unweit Trübbach das Erdreich vom Berge oberhalb Töbeli Luzis Haus über dieses Haus hinunter; drückte dasselbe zusammen, wobei drei Personen der im ersten Schlummer liegenden Hausbewohner getötet, ein Vater mit drei Kindern mühsam gerettet wurden. Ein stärkerer Berg-rutsch von der Hochwand [...] sperrte die Schollbergstrasse, so dass der Churer Postwagen diese Nacht und folgenden Tag in Trübbach stehen blieb; der starke Regen nebst Schneeschmelzen verwandelte die Bergbäche in reissende Ströme, [...] mehrere Häuser und Ställe an Berghängen – vom Wasser unterhöhlt – mussten verlassen werden.»

Im Februar 1830 konnte man «bei Burgerau den Rhein trockenen Fusses überschreiten; er hatte eine dicke Eisrinde. Als es aufthaute, schwollen die Bäche stark an; der Sevelerbach lief drei Fuss hoch an; auch wurden die Strassen nun furchtbar schlecht; die Räder der Lastwagen sanken bis fast an die Achse ein. Ein Fuhrmann fuhr von Trübbach nach Sevelen; er hatte 10 Pferde vor dem Wagen und erreichte erst nach 7 Stunden Sevelen.» Auch «am 15. August [1833] waren alle Gewässer gross; der Rhein überlief an vielen Orten; er riss ein Schiff sammt den Leuten fort von Trübbach bis zu den Heuwiesen. Der Sevelerbach that auch Schaden.»

Senn 1862, S. 390f.; Naef 1867, S. 619f.; Gabathuler 1999, S. 80f.

● Behüte mir der Herrgott den Geranium

Am 11. Juli 1849, um vier Uhr nachmittags, entlud sich über der Schaner Alp ein schrecklicher Wolkenbruch. Der grösste Teil der Wassermassen sammelte sich im Seveler Bach, durchtobte das Bärenobel, überführte Plana mit Felsblöcken und Schutt, sammelte sich erneut im Geissbergtobel und verwüstete das Dorf Sevelen, wo eine Frau im Keller ertrank, aus dem sie nicht mehr befreit werden konnte.

Ein Teil der gewaltigen Flut stürzte als Läuibach über die Felswand, verheerte das Berggut Refina und mündete über dem Dorf Oberschan in den Tobelbach, der alle zwölf Wasserwerke wegfegte und ihre Trümmer weit unten im Azmooser Riet zerstreut liegen liess. Eine Stunde hatte genügt, um den Menschen ihre Ohnmacht gegenüber den entfesselten Naturgewalten eindrücklich vor Augen zu führen.

In der oberen Mühle in Oberschan kniete die Müllerin vor der Fensterbank und betete mit gefalteten Händen: «Behüte mir der Herrgott den Geranium, das Ferkel und das Kind!» – Durch nichts liess sie sich vom geltenden Sprachgebrauch abdrängen, der bei der Aufzählung verschiedener Dinge mit dem Unwichtigsten beginnt und steigend mit dem Wichtigsten abschliesst. Und unten im Valstobel betete fluchend der Müller: «Herr, hilf uns, der Teufel nimmt alles!» Sein Hilferuf galt dem Herrn der Schöpfung gegen die Tücken des Teufels, der alles Gute und Schöne ins Gegenteil verkehrt.

Gabathuler 1950, S. 4f.

● Du Bächlein, fliesse sanft dahin

Der Seveler Chronist Georg Hagmann (1817–1899) in Glat, von seinen Dorfgenossen «Jörli» genannt, dessen Eltern geachtete Bauersleute am unteren Geienberg waren, schrieb über den verheerenden Wolkenbruch von 1849 einen Bericht, der in seiner Art gefällig zu lesen ist: «Es war im Heumonat 1849. Ich war damals Hirt in Arin und bin Augenzeuge, wie es bei der Entleerung in einem Wolkenbruch aussieht. Es war ein schöner Sommermorgen. So ging ich zur Habe ins Obersäss (in Glasür). Am Vormittag kommt der Nebel um den Hurst (ob Schneegrub) herum gekrochen. Er hat einen stinkenden Geruch und die kleinen Alpvögeli hatten ein klägliches Gepiepe. Mittags kam ich in die Hütte und sagte dem Senn, es könnte ein gefährliches Wetter geben, wurde aber genannt der Wetterprophet. Nachmittags ertönte ein dumpfer Donner in Richtung vom Alvier. Ich eilte



Läuizug und Refina über Oberschan. 1849 zerstörte ein Teil der gewaltigen Flut eines Wolkenbruchs über der Schaner Alp zwölf Wasserwerke in Oberschan.

Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

nach Glasür zur Viehhabe und oben, der Nebel, düstere Wolken! Es wurde finster, Blitz und Donner rollten. Die Nebel entleerten ihren Gehalt, und zwar so stark, wie wenn man unter Dachtraufen stünde. Wenn ich auf die Erde schaute, da platzte das Wasser vier bis fünf Zoll wieder auf. Eine Halde von einem Steinwurf weit genügte zu einem Bach. So eilte nun die Wassermenge dem Dorfe zu, und was geschah? Zuerst war eine Reibe, die soll trocken dem Dunst voran sein. So hat es bei der alten Mühle im Stampf eine Stube rechts und links weggerissen, wo der alte fromme Müller Hagmann in der Mittelstube sich aufhielt. [...] Und was geschah weiter? Wir gehen bis ins Finalätsch. Da ist eine alte Frau ertrunken, des Hansjoggs Rothenbergers [...]. Das ist ein schwerer Schlag für diese Familie. Es hat der Gemeinde viel Arbeit gemacht. Alles musste helfen, die Keller zu räumen von Wasser, Lett und Dreck. Vom Bachbett keine Spur. Nicht umsonst hat Pfarrer Hess in der Abschiedspredigt Glück gewünscht, indem er sagte: Und du Bächlein, fliesse sanft dahin, der du uns manchen Kummer bereitet hast [...].»

Georg Hagmann in: Hagmann 1981, S. 161; Gabathuler 1999, S. 81f.

● Sturmschlagen, Läuten und Hilfiorufe

Während der Kleinen Eiszeit zwischen 1560 und 1860 waren Überschwemmungen der Talebene häufig, weil Kälterückfälle im Frühjahr oft grosse Schneemengen brachten und sich die Schneeschmelze in den nasskalten Sommern hinauszögerte, wodurch sie oft in Verbindung mit extremen Niederschlägen eintrat. Aus der Rheingeschichte wissen wir, dass zum Beispiel 1480 der Rhein über die Talschwelle von Mels zum Walensee geflossen sein soll, dass 1750 im oberen Rheintal «von einem Berg zum andern alles unter Wasser» stand und die Verbindungen zwischen den Dörfern un-

2 Diese Bibel aus dem Jahr 1739 befindet sich in der Obhut der Historisch-Heimatkundlichen Vereinigung der Region Werdenberg (HHVW); sie hatte ihren angestammten Platz im alten Doppelhaus auf Hugenbüel.

3 *Verschlag*: Verstopfung des Tobels durch quer liegende Baumstämme, wodurch sich das Wasser zunächst staut, um sich hernach mit desto wilderer Wucht talwärts zu stürzen.

4 Als dieser Fridolin Tischhauser zur Welt gekommen war, lag die Begebenheit also bereits 35 Jahre zurück.

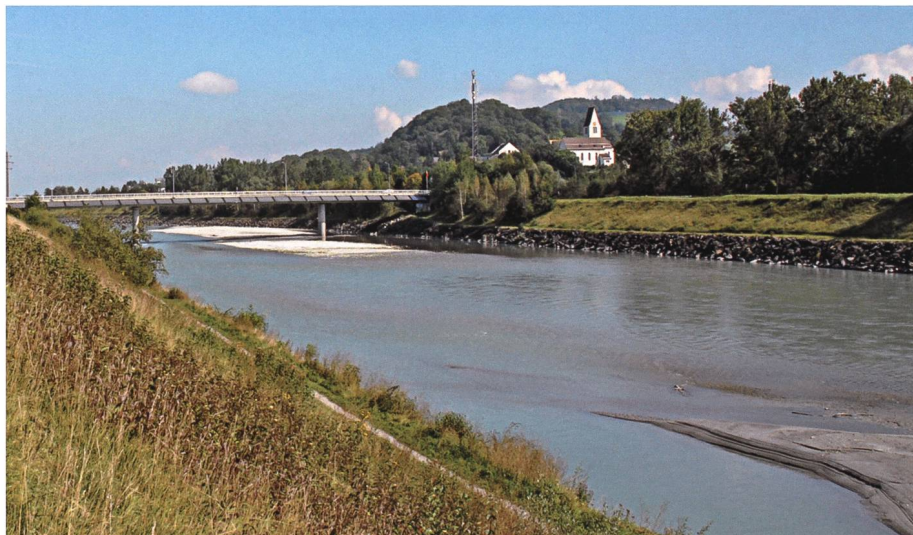
terbrochen waren. Abermals 1755 glich das Tal einem See. Die wohl grösste Überschwemmung der letzten 400 Jahre trug sich 1762 zu: *«Man sah im Rheintale eine ganze Menge Holz von Häusern, Kisten und Kästen, Bettstätten, Wiegen, Tische und Stühle auf dem Rhein daherfahren.»* Mit grossem Tosen und Wüten hatte der Rhein die Wuhre durchbrochen, dass die Leute kaum Zeit hatten, sich zu retten, sondern in die obersten Zimmer ihrer Häuser und auf die Dächer flohen. Man hörte weit herum nichts als Sturmschlagen, Läuten und Hilforufe; Flösse und Schiffe wurden gebracht, um die bedrohten Menschen an die Berghänge zu retten.

Nach verheerenden Überschwemmungen 1848, bei dem die Wuhre an rund dreissig Stellen durchbrochen worden waren, lag im Folgejahr Haag drei Wochen lang überschwemmt, und zeitweise war die ganze Region 1853 ein See, nachdem im Lauf des Sommers einem zweiten noch ein drittes Hochwasser folgte. Einen noch viel höheren Wasserstand erreichte der Rhein 1855: Neues Wuhrwerk wurde bei Buchs weggerissen, der Fluss drang an zwei Stellen wieder bei Haag ein, alles überflutend, Heu und Feldfrüchte vernichtend und hinunter bis Salez und Sennwald die Talebene überschwemmend. Haag war buchstäblich zu einem wilden See verwandelt und jeder Weg zur Flucht von dort gänzlich abgeschnitten, nachdem mit grosser Not noch das Vieh in die höher gelegenen Ortschaften hatte gerettet werden können. In den Jahren 1860 bis 1865 fanden ebenfalls Rheinüberflutungen mit grossen Schäden statt, ausgelöst durch die jährlich zunehmenden Rückstauungen der Seitenbäche.

Kaiser 1990, S. 67ff.

● Beim Retten seiner «Viehwaare» verunglückt

Im September 1868 fanden Rheinüberschwemmungen statt, die sich vor allem durch ihre enorme Ausdehnung und ihre Zerstörungen auszeichneten.



Am 16. April 1857 verunglückten zwischen Bendern und Haag nach der Verrichtung des Gottesdienstes «gegen 85 Personen» aus Gams. Foto Hans Jakob Reich, Salez

An drei Stellen erfolgten grosse Rheinwuhrbrüche: in Ragaz, mit erheblichen Beschädigungen an den Schutzbauten der Rheinkorrektion, in Sevelen, wodurch die Orte Burgerau, Buchs, Haag, Salez und Sennwald überschwemmt wurden, sowie in Montlingen. Vom Rheinbruch bei Sevelen traf die ganze Wucht des Rheinstroms in schiefer Richtung und mit starker Strömung auf Burgerau und prallte vorerst am Bahnkörper ab, durchbrach diesen dann und trieb das Wasser rechts und links talabwärts. Burgerau verlor ohne Ausnahme alles; es wurde in ein Schlammmeer verwandelt, die Strassen waren nicht mehr zu erkennen, überall lag drei bis vier Fuss hoher schmutzig schwarzer Letten. In den Kellern und Wohnungen hatten die Bewohner mühsam die Schlammmassen auszuräumen in der Hoffnung, ihre Häuschen wieder bewohnbar zu machen. Der wochenlang in den Räumen liegende Morast und die darin enthaltenen pflanzlichen und tierischen Bestandteile verbreiteten eine Luft, die kaum zu ertragen war – es drohten seuchenartige Krankheiten.

Der Bericht der Expertenkommission des Bundes, welche die Schäden zu schätzen hatte, meinte denn auch, dass den fast durchwegs armen Leuten nur

dann recht und bleibend geholfen wäre, wenn der ganze Ort – wie auch der Weiler Gartis bei Salez – verlegt und an sicherer Stelle wieder aufgebaut würde. Die beständige Unsicherheit, in der die Leute hier leben müssten, wirke hemmend und lähmend auf ihre Tätigkeit und ihre Entwicklung. Mit Recht möge sich der arme Mann sagen: *«Was mag's mir helfen, wenn ich angestrengt arbeite, recht fleissig mein Feld bestelle? Morgen schon kommt doch gewiss der Rhein und zerstört auf einmal alles und alles, was ich geordnet und gearbeitet und alles worauf ich gehofft hatte.»*

Die Überschwemmung von 1868 soll auch zahlreiche Menschenleben gefordert haben: etwa jene von Grenzjäger Kehl und dessen Ehefrau, die – vom Wasser vor- und rückwärts bedrängt – ihre drei Kinder auf den nahen Binnendamm gerettet hatten, weil sie den Einsturz ihres Wachthauses am Rhein befürchteten. Sie hatten sich danach wieder ins Haus begeben, um noch Wichtiges an Fahrhabe zu holen. In diesem Moment stürzte das Haus um und wurde samt den ertrinkenden Eltern fortgespült. Der Bauer Johannes Schlegel aus Buchs verunglückte, als er sein Vieh von der Weide heimtreiben wollte, ebenso dessen Knecht Wolfgang Rohrer sowie der Jüngling Heinrich Zogg,

als sie «dem Johannes Schlegel beim Retten seiner Viehwaare helfen» wollten. Andreas Schwendener in der Burgerau ertrank, als er im Begriff war, mit fünf andern Personen im Boot zum elterlichen Haus zu gelangen: Das Schiff war umgeschlagen. Die übrigen Personen vermochten sich zu retten.

Kaiser 1990, S. 67ff.

● Nie mehr gesehen

Der wohl älteste Bericht über ein Schiffsunglück aus dem linksufrigen Rheintal findet sich in der Chronik von Nikolaus Senn: «Als am 16. April 1587 gegen 115 Weibs- und Mannspersonen von Gams prozessionsweise durch die Herrschaft Sax gezogen waren und zu Bendern auf der andern Rheinseite ihren Gottesdienst verrichtet hatten, überluden sie das Schiff dermassen mit Volk, dass es durch die schwere Last sank und gegen 85 Personen ums Leben kamen.»⁵

Für ihre Verteidigungskriege gegen Spanien und Frankreich benötigten vom 16. bis zum 18. Jahrhundert die Niederlande ständig frische Soldaten, die auch aus dem Bündnerland rekrutiert wurden. Die neuen Truppen wurden auf Flössen rheinabwärts befördert. Thietli, ein junger Flösser aus Feldis, war 1775 mit einem Transport unterwegs und geriet mit seiner menschlichen Fracht in die Wogen des Flusses, der sie mit voller Wucht dem vorspringenden Zacken des Ellhorns zutrieb. Obwohl sich die Flösser mannhaft gegen den Aufprall wehrten, zerschellte das Floss am Felsen. Thietli, sein Ruderknecht und zwei Gehilfen vermochten sich aus den Wassermassen zu retten, alle andern verloren ihr Leben. Bei den damals wenigen Häusern an der Trüebachmündung soll manche Leiche angeschwemmt worden sein.

Viele Rheinanwohner wurden schon früher von einem wahren Fieber gepackt, wenn das Hochwasser vom Bündnerland her Baumstämme und Sägehölzer auf den grauen Wellen daherschaukelte. Tag und Nacht, bei Sturm und Kälte standen die Männer auf dem

Damm und holten mit den Flosshaken die schönsten Baumstämme heraus: *Rhiiholze*⁶, ein waghalsiges Unternehmen! Eine Trübbächlerin brachte vor vielen Jahren ihrem Mann, der bei Hochwasser auf dem Damm am Holzen war, das Mittagessen: *Kafi un Törggaribel*. Während er das Essen zu sich nimmt, *schüüsst a Wälts Sägholz drhäär*. Ohne lange zu überlegen, sticht sie den Stamm mit dem Flösshaken an – und verschwindet gleich in den Fluten – nie wieder sah man sie, auch nicht den Flosshaken, die lange Latte mit der eisernen Spitze – *nia mea gsea!*

Zwischen dem Schollberg mit seiner damals steil unmittelbar in den Rhein abfallenden Flanke, der Hohwand, und der vorspringenden Felsnase des Ellhorns zwängten sich die Fluten in fast rechtwinkliger Wendung nach Norden. Was der Fluss bis hierher mitgerissen hatte – Holz, Hausrat, Tier- und Menschenleichen –, wurde in der scharfen Kurve nach aussen getragen, bei der Trüebachmündung angelandet und den Leuten buchstäblich vor die Füsse geworfen. Nach altem Brauch mussten angeschwemmte Leichname in der Fundortgemeinde zur letzten Ruhe gebettet werden. So lesen wir denn auch vielfach in den Totenbüchern von Ertrunkenen, die der Rhein angeschwemmt hatte und die auf den Gottesäckern von Gretschins und Azmoos ihre letzte Ruhe gefunden haben – Schicksale, die häufig im Dunkeln geblieben sind.

In diesem Bezug mehr Glück hatte 1856 ein dreijähriger Knabe bei der Überfahrt von Trübbach nach Balzers, als er aus dem Schiff in den Rhein gefallen war: Der Hund des Zollassistenten Meyer auf dem Auslageposten von Balzers, eine Bulldogge, war zufällig am Ufer. Ohne dass man das Tier dazu aufgefordert hätte, sei es sofort ins Wasser gesprungen, habe den Knaben bei den Kleidern gepackt und ihn glücklich ans Ufer gebracht.

Gabathuler 1990, S. 168ff.; Reich-Langhans 1932, S. 6.

● Hochwasser wie eine dicke Mehlsuppe

Als 1927 auf der Höhe von Buchs der Rhein den Damm durchbrach und das ganze Liechtensteiner Unterland überschwemmte, mussten sich auch die Wartauer gegen die wilden Wasser wehren. Das graue, schreckliche Hochwasser schwappte bis auf das Wuhr wie eine dicke Mehlsuppe. Ein Junger sagte dabei zu seinem Vater, der schon das Hochwasser von 1868 erlebt hatte: «Vater, bete, es tut fürchterlich!» «Ja, beten ist schon recht. Aber das sollen jetzt zu Hause die Weiber und die Kinder tun, wir müssen schaffen. Hier kann man es nicht mit Worten richten, hier müssen Steine her, viele Steine und grosse!»

Nach einer Weile begann der Junge wieder: «So ein Theater wollen wir dann nicht mehr! Weshalb leiten die Herren von Bern und St.Gallen den Rhein samt der Saar nicht durch das Sarganserland hinunter?» – «Da musst du noch eine lange Weile warten, denn die Rheinbolli sind dafür noch nicht teig – nicht weich genug», soll der Alte entgegnet haben.

Gabathuler o.J., S. 4.

● Einer erschossen und einer blessiert

Nachdem die Gemeinde Triesen mit Hilfe der Grafschaft Vaduz ein neues, bis zu 130 Klafter⁷ langes Wuhr im Rhein anzulegen begonnen hatte, wodurch vornehmlich der Gemeinde Sevelen, aber auch den Wartauern, gros-

⁵ Siehe auch die Erzählung «Schiffbruch bei Bendern», S. 272.

⁶ Der Wartauer verwendet für das Holzen am Rhein ausschliesslich den Begriff «Sandholzen», während im nördlichen Werdenberg unterschieden wird zwischen «Rheinholzen» und «Sandholzen»: Ersteres für das Herausziehen des Holzes aus dem Hochwasser führenden Fluss, Letzteres für das Einsammeln von auf den Kies- bzw. Sandbänken angeschwemmtem Holz.

⁷ *Klafter*: altes Längenmass von sechs Fuss, also rund 1.80 Meter.

ser Schaden entstanden wäre, klagten die beiden Gemeinden bei ihren Herren, den Glarnern. Deren Proteste vor dem Vaduzer Oberamt nützten nichts und auch jene der Eidgenossen, den Wuhrbau sofort einzustellen, stiessen auf taube Ohren.

Das Wuhr wurde so gebogen, dass es sich bis auf eidgenössischen Boden erstreckte und man trockenen Fusses von einer Flussseite auf die andere gelangen konnte. Ernsthaft versuchten die Eidgenossen nochmals, mit den Triesnern zu verhandeln, aber auch ein Augenschein, bei dem die Werdenberger die Schleifung des Wuhrbaus verlangten und den rechtsrheinischen Landsknechten gewalttätige Übertretungen nachwiesen, konnte die Triesner nicht zum Abbruch des Wuhrs bewegen. Darauf gaben die Abgeordneten der Eidgenossen den Sevelern und Wartauern den Befehl, selber für Abhilfe zu sorgen und das Wuhr niederzureissen. Das musste ihnen nicht zweimal gesagt werden – unverzüglich machten sie sich an die Arbeit.

Nachdem sich aber gegen Abend die meisten wieder nach Hause begeben hatten, etliche aber noch zu weiterer Arbeit angehalten worden waren, fuhren die Landsknechte auf diese los und erschossen einen Mann aus der Gemeinde Sevelen, ein anderer aus der Gemeinde Wartau wurde gefährlich blessiert. Auf solches hin wurde sowohl durch ein Schreiben als auch durch Gesandtschaft an das Oberamt zu Vaduz protestiert, jedoch nichts ausgerichtet, bis kurz danach 1699 der Rhein selbst derart an- und auflief, dass er das noch übrige widerrechtlich erstellte Wuhr mit Gewalt wegriss, seinen ordentlichen Lauf wieder einnahm und damit die Landsknechte zur Ruhe brachte.

Senn 1860, S. 170f.

● Der bestechliche Richter

Den Triesnern ist noch in Erinnerung, dass einst etlicher Boden auf der heutigen Schweizer Seite – insbesondere das Gebiet der Höwisen – ihnen

gehört hatte. Als einst der Strom eingedämmt werden sollte, kamen ein paar Männer von der Schweizer Seite zum Triesner Richter, wie man früher den Gemeindevorsteher nannte, und schlugen ihm vor, ihnen den Boden über dem Rhein zu überlassen, er bekäme dann von ihnen ein Stück Grund in Triesen, das ihnen gehöre. Sofort war der Richter einverstanden.

Auf dem Grundstück, das er erhalten hatte, liess er nun einen Stall bauen, der ihm aber kein Glück brachte. Als der bestechliche Richter nach einigen Jahren starb, ging der Besitz auf dessen Tochter über. Eines Abends trieb diese ihr Vieh gesund in den Stall. Aber als sie ihn am folgenden Morgen wieder betrat, musste sie mit Entsetzen feststellen, dass alle Kühe dem Ersticken nahe waren. Mehrmals liess sie darauf den Stall segnen, allein, es half alles nichts: Entweder war das Vieh jeweils am Morgen von den Ketten los- oder viel zu fest angebunden.

Die junge Bäuerin liess einen Kapuziner kommen, dem der Geist des Verstorbenen im Stall erschien. Der Kapuziner versuchte, ihn ins Lawenatobel zu bannen. Doch als er dort ankam, war der Geist nicht mehr bei ihm. Als er zum Stall zurückging, stand er vor der Tür. Der Pater fragte ihn: «Warum lässt du die Menschen und das Vieh nicht in Ruhe?» Er bekam zur Antwort: «Die Zeit meiner Erlösung wäre nun da. Schenkt den Boden der Gemeinde oder verwendet ihn zu guten Zwecken!» Damit aber war die Tochter nicht einverstanden, denn sie glaubte an das alles nicht. Von nun an aber konnte man überhaupt kein Vieh mehr drin lassen, und der Geisterstall zwischen Triesen und Balzers musste unbesetzt bleiben.

Segler 1980, S. 24.

● Schloss Werdenberg brennt

Der nach Werdenberg gewählte neue Landvogt hatte einen betrübten Auftritt, denn als er daselbst auf die gewohnte Zeit «im Meyen» (1694) angelangt war

und mit seinem ihn begleitenden «Ehren-Comitat» eben zur Tafel gesessen war, um das Mittagmahl einzunehmen, entstand unversehens Geschrei, dass Feuer im Schloss ausgebrochen sei, welches sich dann auch innert Kürze mit solcher Wut ausbreitete, dass wenig Hoffnung bestand, es einzudämmen. Jeder musste daraufsehen, sich selbst in Sicherheit zu bringen. Diese Brunst währte wohl 24 Stunden, wodurch aber dennoch kaum die Hälfte des Schlosses in Mitleidenschaft gezogen wurde. Ob das Feuer durch Unachtsamkeit der Köchinnen oder derjenigen, die bei der Ankunft des Landvogts nach damaliger Gewohnheit die auf dem Schloss befindlichen sechs Kanonen abgeschossen hatten oder noch auf andere Weise ausgebrochen war, liess sich nicht ermitteln. Jedenfalls wurde das Schloss kurz darauf wieder hergestellt.

Senn 1860, S. 167f.

● Ein schrecklicher Feuerteufel

In Oberschan, am Matzenbach ausserhalb der Schmiede, dort, wo die alte Strasse gegen Malans hin abzweigt, heisst es noch heute «beim Pulverstampf». Einst standen dort eine kleine, wassergetriebene Pulverstampfe und eine Ziegelhütte. Die Stampfe fiel Knall auf Fall einem Blitzschlag zum Opfer. Wie die Alten zu erzählen wussten, muss das einen schrecklichen Feuerteufel gegeben haben. Von den beiden Männern, die darin gearbeitet hätten, sei nichts mehr übrig geblieben als ein paar zerbrochene und zersplitterte Knochen. Der Wendelbaum des kleinen Wasserwerks sei am andern Morgen am Bergweg im Ruefa drüben gelegen. Auch die vor der Pulverstampfe gelegene Ziegelhütte brannte damals nieder, da sich niemand der Brandstätte nähern konnte, um sie zu löschen. Die beiden Betriebe wurden nicht wieder aufgebaut, weil der Eigentümer gesagt habe, es sei Gottes Wille, und darum solle es so bleiben, wie es sei.⁸

Gabathuler 1950, S. 20.

● Fasnachts-Chüechli und der Brand von Azmoos

Jahre, nachdem die Franzosen abgezogen waren und auf dem Herrenboden bei Pramalans die «Republik Wartau», die nur 14 Tage gedauert hatte, ausgerufen worden war, lebte der Umsturzeist noch weiter. Die Kirchenbücher erzählen davon, auch von der grossen Hungersnot anno 1817, wo mancher aus Mangel an Lebensmitteln verstarb. Grenzenlos war das Unglück, das am 4. März 1819 dann aber das Dorf wieder heimsuchte: Das ganze Oberdorf stand in einer einzigen Flamme. Die Männer waren zu jener Zeit – es war Fasnacht – am Rhein am Wuhren, und die Frauen backten während argem Föhnwetter ihr Brot und die begehrten *Fasnachts-Chüechli*. Plötzlich war ihnen das Schmalz in der Pfanne in Brand geraten und schon stand alles in Brand. Als die Männer den Rauch und das Feuer im Dorf bemerkten, liessen sie alles liegen und rannten über das Rufabort heimzu – allein, es war bereits zu spät: Nicht einmal alles Vieh konnte man flüchten und retten.

Gegen achtzig Familien verloren Hab und Gut. Einzig das Unterdorf, das dann aber im Dezember 1831 vom gleichen Unglück betroffen werden sollte, blieb verschont. Wie übriggebliebene Kämpfer nach verlorener Schlacht ragten am Rand des Trümmerhaufens an der Sparrengasse die Sulserhäuser empor. Die Gasse, die ein halbes Jahrhundert vom regen Verkehr und Grosshandel der Kaufherren belebt gewesen war und stolz die «Herrengasse» hiess, lag totenstill – in Azmoos gab es nur noch Armengassen!

Kuratli 1928, S. 63ff.; Kuratli 2002.

● Feuersbrunst in Oberschan

Am 21. Januar 1821, in der Nacht zwischen zwölf und ein Uhr, brach in Oberschan Feuer aus. In einer halben Stunde stand beinahe das ganze Dorf in Flammen. Von fünf Personen, die sich im Schrecken in den Keller flüchteten, in der Hoffnung, von dort entrinnen zu



Blick von Silun auf die Rheinebene: Etlicher Boden im Gebiet der Höwisen auf der Schweizer Seite des Rheins gehörte einst den Triesnern. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

können, blieb nur eine am Leben, die andern erstickten: Mathias Saxer und seine Frau, die in der Hoffnung war, eine sechsjährige Tochter und Jungfer Forrer, die Magd. Der neunjährige Sohn, Johannes Saxer, wühlte ein Loch auf in der Erde und hielt das Gesicht hinein. Dies rettete ihm sein Leben. Er war aber auch schon in bewusstlosem Zustand, als man ihn fand. Weitherum stürmte man in den Dörfern; in Sevelen brach der Klöppel an der Sturmglocke. Fünf Spritzen und viel Volk langten auf der Unglücksstätte an; drei Städel, die Reibe, die Mühle, der Torkel und die Ziegelhütte waren noch übrig geblieben; alles andere, nebst einem Stall voll Vieh, vielen Schafen, Ziegen und Schweinen, hatten die Flammen vernichtet. Man hielt einen Hans Jakob Müller für den Brandstifter; zehn Jahre sass er in St.Gallen, bekannte aber nichts und musste daher entlassen werden. Er kam heim; da war er aber ein unglücklicher Mensch: Jedes Kind hielt ihn für den Brandstifter; man nannte ihn Mordbrenner, man drohte ihm und verfluchte ihn. Der Fluch der Verachtung lag im vollsten Masse auf ihm.

Auf einmal verschwand der Unglückliche, und bald fand man eine Leiche im Rhein – Hans Jakob Müller war tot.

Senn 1862, S. 390f.

● Was der Nini ungerm dem Enkel erzählte

Dem jungen Martin Dürr aus Oberschan – Grossvater mütterlicherseits des Sagenerzählers Heinrich Gabathuler – war die Heimat zu eng geworden. Er nahm Handgeld und verbrachte vier Jahre in holländischen Kriegsdiensten. Auf der Wache erhielt er eine Flintenkugel des herangeschlichenen Gegners ins rechte Bein. Nach seiner Heilung wurde er als Invalide pensioniert und nach Hause entlassen. Für gewöhnliche landwirtschaftliche Arbeit war er jedoch durch die mässige Versteifung des Knies kaum behindert. Er wohnte in

8 Die Ziegelhütte muss später dann doch wieder aufgebaut worden sein, widerstand sie doch dem Dorfbrand von Oberschan anno 1821 (siehe den Abschnitt «Feuersbrunst in Oberschan» auf dieser Seite).

Oberschan auf Sabarra. Der Brand vom 20./21. Januar 1821, der vom gleichen Brandstifter wie der von Fontnas 1816 entfacht wurde, brachte ihn um alles. Seine Hosen, die er nicht mehr Zeit hatte anzuziehen, verbrannten ihm auf der Stadelterrasse.

Kein Wunder, wenn sich damals unter den Geschädigten eine tödliche Erbitterung gegen den Brandstifter in Gestalt unauslöschlichen Hasses Geltung verschaffte. Als er aus der Strafanstalt St. Gallen nach Verbüßung seiner Strafe entlassen wurde, kam er nach Azmoos und schickte seiner Tochter, die in Oberschan als Magd in Dienst stand, Bericht, sie solle mit ihm nach Amerika auswandern. Sie beschied ihn aber abschlägig. Sein Aufenthaltsort wurde bekannt, und anderntags taten sich etliche Oberschaner und Fontnaser zusammen, vermummten sich und eröffneten ein wahres Kesseltreiben gegen den Brandstifter. Sie mochten ihn keinen Tag mehr lebendig und frei unter sich dulden. Zunächst ging die Jagd in die Wälder ob Azmoos, Malans und Oberschan, ohne dass es ihnen gelungen wäre, seiner habhaft zu werden. Dann ging es durch den Walsberg in

die Wälder auf der Ostseite des Gonzen, wo es den Verfolgern gelang, ihn in die Landzunge zwischen Saar und Rhein zu drängen. Hier blieb dem Brandstifter nichts anderes übrig, als sich seinen Verfolgern auf Gnade oder Ungnade zu ergeben oder zu versuchen, das jenseitige Ufer des Rheins zu gewinnen. Er zog das letztere vor und kam in den Fluten ums Leben. – So erzählte ungerne der Grossvater dem wundernasigen Enkel.

Die Leiche kam etwas unterhalb der jetzigen Rheinbrücke auf eine Kiesbank zu liegen, und zwar auf Balzner Gebiet. Balzers teilte der Gemeinde Wartau mit, es sei bei ihnen ein Bürger von Wartau angeschwemmt worden, sie möchten ihn zur Bestattung holen, da er als Protestant bei ihnen kein ehrliches Grab finden könne. Wartau antwortete, die Leiche liege innert den Grenzen von Balzers, sie gehe Wartau nichts an, Balzers möge nach Gutdünken mit ihr verfahren. Balzers holte aber die Leiche nicht, und sie blieb liegen. Endlich, in der Enge befindlich, erteilte der Gemeinderat einem Wartauer den Auftrag, sie zu beseitigen. Dieser band seinen Ochsen an die Leiche

und schleppte sie hinüber in den Erlenwald rechts des Rheins, etwas unterhalb der damaligen österreichischen Zollstation⁹, hier warf er sie in ein altes Kiesloch und deckte sie zu. Die Erbitterung auch gegen den toten Brandstifter war so gross, dass er unter keinen Umständen auf dem Friedhof geduldet worden wäre. Die Umgebung seines «Grabes» heisst heute und wohl für alle Zeit «*bim Züⁿsler*».¹⁰

Gabathuler o.J.

● «Der Win wardt Sur»

Als gute Beobachter zeichneten die Chronisten – unter ihnen der Räfiser Bauer Uli Vorburger – stets auch die Launen der Natur auf: «*Ym yor 1627 wass ein so khalter nasser Sumerr, verhinnderdt alle frucht der win wardt Sur, im wintermonedt sindt noch khriessy an bömen an edtlichen berggn. – Ym yor 1628 wass grosse thürry und hunger in allen Landen, das malter khernen guldt 30 fl. und noch mer und ein moss Schmalz um 20 bz. – Jm 1680sten Jar uff martine was birbomblust gesein dass was ein wunderbares Ding. – Jm 1681. Jare ist ein so guoter warmer Herbst gesein, dass die reben nöw lob Haben überkommen an ethlichen reben. – Jtem dass 1681 ein grusamer kalter winter, es war an ettlichen orthen dass wasser mit der mass und gelten theilt und in etlichen landen, dass man wasser auss dem Schnee schmelzet.*»

Die Jahre von 1688 bis zur Jahrhundertwende brachten den Höhepunkt der Kleinen Eiszeit. Ganz Europa wurde von einem einmaligen Temperatursturz heimgesucht. In manchen Jahren war die Kälte so gross, dass nicht nur die Vögel in der Luft und das Vieh in den Ställen, sondern auch die Leute in den Betten erfroren. Im Juni 1821 war es so nass und kalt, dass es bis ins Tal herunterschneite; am 20. herrschten tiefe Temperaturen, die Leute mussten «*beim Falgen und beim Heuen den Hut, den Kittel und die Handschuhe*» tragen; «*viele liefen ab dem Felde heim, weil es so kalt war*». Sogar der Rhein war manchmal zugefroren, man konnte ihn bei



Über der Hohwand am Schollberg: Der Züⁿsler von Fontnas und Oberschan fand seine letzte Ruhestätte im Wald rechts des Rheins. Foto Hans Jakob Reich, Salez

Burgerau 1829 trockenen Fusses überschreiten; der Bodensee hatte «eine acht bis neun Zoll dicke Eistrinde». Fast überall herrschte Wassermangel, so dass das Wasser von weit her geholt werden musste, Mühlen und Sägen standen still.

Immer wieder lesen wir auch von Hagelwettern, die «nicht nur über Deutschland und Helvetien, sondern von Meer zu Meer gingen». Im Juli 1664 «verbreitete ein furchtbarer Hagelausbruch, wie sich die ältesten Leute keines ähnlichen erinnerten, Entsetzen und grossen Jammer über St. Gallen und das Rheintal, zerstörte die herrlichen Aussichten auf gesegnete Ernte durch Verheerung des noch im Felde stehenden Kornes, Habers, Flachses, der Obstbäume und Reben und verursachte unaussprechlichen Schaden». Anno 1713 wurden «die im Sennwald in der Herrschaft Sax durch ein schweres Hagel-Wetter und Wassergüssi übel beschädiget», so dass aus «gemeiner Stadt Zürich Seckelamt» deswegen Steuerspenden eingingen.

In der Herrschaft Sax war 1670 «ein Erdbidem» zu verspüren, und zwei Jahre später «hat es in der Herrschaft Sax abermahlen gebidmet». Als am 1. November 1755 Lissabon durch ein Erdbeben zerstört wurde, soll der Walensee hoch aufgewogt sein, so dass die Schiffe ans Ufer geschleudert wurden und etliche Quellen trübe flossen. Erdbeben seien «Minen der Natur, die uns an die Zerbrüchlichkeit der Erde und den grossen Schöpfer der Natur mächtig erinnern», hiess es im Volk. Sogar zu einer Heuschreckeninvasion soll es 1338 in der Schweiz gekommen sein: Der Schwarm war sieben Meilen breit und unermesslich lang, «und ward wie dichter Nebel anzusehen».

Senn 1860; Senn 1862, S. 381ff.

● «Bergfahl zu Sax» und ein «erschrecklicher Sturmwind»

Dass ein Bergsturz grösseren Ausmasses ebenfalls in der Überlieferung haften geblieben ist, belegt jener von 1678: «Den 10. Juli ist ein grosser Theil des stotzachtigen Gebirgs oberhalb dem

Dorf Sax, Züricher Gebieths, auf zween starke Steinwürflang und breith, mit entzitzlichem Krachen, abgerissen und auf die Ebene gestürzt. Da unter anderm ein ungeheures Stuck Felsen mit grossem gewalt in zwey zersprungen, und sich in die tieffe gesetzt. Gleich wol sind von diesem geschwinden Bergfahl weder Menschen noch Viehe beschädiget worden: Und befindit sich anjetzo an diesem Orth eine hohe und Felsichte Wand, da nichts lebendiges mehr weder hinauf noch hinabsteigen kann.»

Johannes Wilhelm Wolf berichtet in seinen «Deutschen Sagen und Märchen» von 1845 über die sich lösenden Felsen bei Sax: «Die Baronie oder Herrlichkeit von Hohen-Sax im Schweizerland ist von dem Kanton Appenzell durch hohe Berge geschieden. Sooft jemand aus dem freiherrlichen Stamm stirbt, löst sich ein grosses Felsstück von diesen Bergen und rollt mit weitschallendem Getöse nieder bis auf den Vorhof des Schlosses Forstegg.»

Über einen fürchterlichen Sturmwind, der namentlich in der Herrschaft Sax wütete, erzählt der Chronist Bluntschli aus dem Jahr 1711: «Den 27. Hornung erhube sich in der Herrschaft Sax zu Abends um 7 Uhr ein solch erschrecklicher Sturmwind, Schnee und Regen, dergleichen zuvor niemahlen geschehen, dass man sich in dem Schloss Forsteck des Tods versah. Dieser Sturm nahm ein gross Stuck vom Tach, sammt 3 Rafen ab der Küche, wiewohl es mit grossen eisernen Klammern verwahrt gewesen, mit Gewalt hinweg, und warffe sie über das Kamin auf das Zinnen Tach hinab, desswegen beide ruinirt wurden, mit solchem Knall und Getöss, dass man vermeinet Himmel und Erden fallen zusammen, welches auch einen 30 Schühigen Tach-Canal mit grossem Gewalt abwurfe, dass er in drei Stuck zersprange. Hernach den 19. dito zu Nacht um 12 Uhr wurde dem Rhein nach bei Sax ein starker Erdbidem gespühret.»

Ebenso haben sich ausserordentliche Hitzeperioden und abweichend warme Winter in der Überlieferung niedergeschlagen. Der Sommer 1616 soll eine extreme Hitzewelle und Tro-

ckenheit während fünfzig Tagen gebracht haben; wo es so furchtbar heiss war, dass an einigen Orten die Leute auf der Strasse umfielen und plötzlich starben. Im Januar 1834 gab es schon Gras: «Vom Jännergras machte man Butter und schon krochen Schnecken herum. Die Vögel sangen überall, bauten Nester und legten Eier. Die Bäume trugen Laub und Blüten, liebliche Blümlein sprossen überall aus der Erde hervor, und die Hölunderbüsche waren grün. Im Januar waren schon geschossene Trauben.»

Wolf 1845, S. 208; Senn 1862, S. 164.

● Leute wie dürre, schwarze Bäume

«Anno 1692 [...] findet man zuo lindow kein korn mehr zuo koufen und ist So thür, dass vürrtel 4 f. 13 bz. bey uns zu Werdenberg kumbt durch die bünt [Graubünden] her uss dem weltchland und fertig bis uff St. Gall», schreibt Uli Vorburger zu einer Teuerung und Notzeit im ausgehenden 18. Jahrhundert. Es war dies aber beileibe nicht die einzige Hungerkrise im Lauf unserer Geschichte. Schon aus dem 11. Jahrhundert wird erwähnt, dass es etliche strenge Winter gab, wo die Mühlen still blieben und viele Gewässer einfroren: «Andauerndes Regenwetter und Gewitter brachten Überschwemmungen, Hungersnot und böse Krankheiten.» Dieses «grusame Sterben in aller Christenheit» war nicht einmalig, denn nach Erdbeben, Pest und Teuerung entstanden dauernd wieder Hungersnöte, so dass «an etlichen Orten die Diebe ab dem Galgen geholt und gegessen wurden – zwei Drittel der Menschen starben an Hunger in allen Landen».

Während und nach der Franzosenzeit war unsere Region grenzenlos verarmt. Schon zu Beginn des Hunger-

9 Diese Zollstation befand sich auf der liechtensteinischen Seite bei der heutigen Fussgängerbrücke Trübbach–Mäls.

10 Siehe dazu auch Gabathuler 2007, S. 124ff., insbesondere S. 135ff.

jahres 1817 war das Elend so gross, dass die Wartauer Gemeinderäte beschliessen, in jedem Dorf die Besitzer von Kühen zu ersuchen, den Armen gegen ein kleines Entgelt täglich pro Person ein halbes Mass – etwa sieben bis acht Deziliter – entrahmte («blaue») Milch abzugeben. Trotzdem verhungerten auch in der Gemeinde Wartau manche, und die Zahl der Todesfälle stieg im Kirchspiel Gretschins auf das Doppelte, in Azmoos gar um das Vierfache!

Schon der Sommer 1815 war sehr nass, so dass man mit der Heuernte erst Mitte Mai beginnen konnte, und Anfang August war sie noch nicht abgeschlossen. Es gab nur einen oder zwei Tage schönes Wetter, worauf wieder drei bis vier Wochen Regenwetter folgten. Am 8. August musste bereits von der Alp Valtüsch gefahren werden; weitere Alpen folgten am 12. August, weil beständig Schnee fiel und kein Gras mehr vorhanden war. Das Folgejahr aber sollte noch schlimmer kommen, man spricht vom «Jahr ohne Sommer», denn 1816 vermochte der Schnee in den Alpen nicht wegzuschmelzen; man zählte 122 volle Regentage und 35 Tage mit Schneefall, verbunden mit europaweiten Missernten und Hungersnot. *«Furchtbar viele Maulwürfe zeigten sich in diesem Sommer. Der Wein und der Mais fehlten. Es gab eine harte Teuerung; die Leute litten Hunger, Mangel und Not.»*

Die schlimme Zeit der Fehljahre von 1815 bis 1817 und die Folgen für die Bevölkerung sind uns von Christian Hagmann aus Sevelen überliefert: *«Die Leute litten einen furchtbaren Hunger; sie wurden dürr und mager; sie sahen aus wie dürre, schwarze Bäume und gingen schwankend umher, als ob sie betrunken wären. Die Leute assen Laub, Nesseln, Daubenspeck [wohl Fasstalg], Bachbunzen [Brunnenkresse], Scheissmalter [Ackermelden], Blutzen und Blacken [grossblättriger Ampfer], wilden Härich [Hederich], Saublumen [Löwenzahn], Flöhkraut [Knöterich], Disteln, Königskraut [Basilikum] Sauerampfer und unreifes Obst. Viele Leute starben vor Hunger; viele wurden ungesund und*

kürzten sich durch den Genuss von Sachen, an die sie sich nicht gewöhnt hatten, ihr Leben ab.»

Gabathuler 2008, S. 37ff.

● Das Herz waltet vor Mitleiden

Teuerung und Hunger erreichten im Sommer 1817 ihre höchste Stufe. Oft sah man blasse, ausgemergelte Männer vor Hunger schwanken, viele Leute siechten hin und starben. Einen grässlichen Anblick müssen die am schlimmsten betroffenen Menschen dargeboten haben: *«Wer das von Hunger und Kummer ausgemergelte Volk anschaut, dessen Herz – wenn es nicht unbarmherziger als Stein ist – waltet vor Mitleiden auf. Die Gestalten sind von Schwärze verfinstert, dass man sie auf den Gassen nicht kennt; ihre Haut hängt an den Beinen, sie ist dürr und starr wie Holz. Aus Mangel der Früchte des Feldes möchten sie verschmachten und umkommen. Es gehen sehr viele unter uns herum, so kraftlos, dass sie schwanken und anders nicht anzusehen sind, als ob sie gleich den letzten Atem holen und ihr armseliges Leben ausblasen wollten. Der Hunger hat schon manche aufgeessen und schöne Säuglinge werden zu allerelendesten Färblingen.»*

Viele Hungernde wurden vom sogenannten «Heisshunger» gequält: Nichts konnte ihren Hunger mehr stillen. Die Nahrung, die einer zahlreichen Familie eine ganze Woche lang genügt hätte, verschlangen solche oft in wenigen Stunden, wenn mitleidige Herzen sich ihres furchtbaren Zustandes annahmen. Glaubte man, sie seien endlich gesättigt, so sahen sie noch gierigen Blicks nach neuer Nahrung und beneideten selbst die eigenen Hausgenossen um den letzten schmalen Bissen. Dieser Heisshunger, beim Volk «Hundshunger» genannt, war ein gewöhnlicher Begleiter des Hungertodes. Zuerst zeigte sich ein gänzlichliches Schwinden der Muskulaturteile, dann grosse Schwäche der Knie, Schwindel, Heiserkeit, alterndes, greisenhaftes Aussehen selbst bei jugendlichen Personen, ein scharfer, süsslicher Geruch des Atems und Ge-

schwulst der Füsse. Bei all diesen Leiden aber hatten die armen Opfer immer heitere, glänzende Augen. *«Nahe dem Tode»*, schreibt ein Augenzeuge, *«seufzen die Unglücklichen nach Brot, selbst, wenn sie schon sprachlos sind, beschlecken sich die Lippen noch, wie der Säugling, der sich nach der Mutterbrust sehnt.»*

Gabathuler 2008, S. 37ff.

● Gierig nach Habermus

Die Mühlen in Grabs hatten 1816/17 wenig Weizen und beinahe keinen Mais mehr zu mahlen. Im Vergleich mit vielen andern hatten es jene auf der Ober Müli aber noch gut. Jeden Mittag stellte die Grossmutter zwei grosse Pfannen Habermus auf den Tisch. Jedes Kind erhielt einen Teller voll. Während sie ihren grössten Hunger stillten, öffnete sich die Stubentür. Die Wispel-Anna – eine Nachbarin – schlich mit ihren drei Kindern herbei. Scheu und gedrückt standen sie da und starrten gierig nach dem Habermus, das so herrlich schmeckte. Es dauerte nicht lange, so füllte sich die Stube mit abgezehrten, früh gealterten Menschen, denen der Hunger aus den tiefliegenden, schwarz umrandeten Augen schaute. Am liebsten hätten die mitfühlenden Müllersleute allen Armen der Gemeinde geholfen – leider konnten sie es beim besten Willen nicht. So mussten sie sich begnügen, wenigstens einer stattlichen Anzahl die härteste Not mildern zu können.

Nach dem ersten Teller stand der Müller auf. «Gott Lob und Dank! Jetzt wollen wir den andern auch noch einen Teller gönnen, sie haben es noch nötiger.» Die Nachbarskinder stürzten sich auf die dampfenden Teller. Abends kamen andere, die mit der gleichen Dankbarkeit ihren grössten Hunger stillen durften. Wer so etwas erlebt hat, vergisst es nie mehr! Oh, wie dankbar wären die Menschen damals gewesen, wenn nur genügend Kartoffeln auf den Tisch gekommen wären.

Gantenbein 1946. In: Gabathuler 2008, S. 37ff.

● Die Gonzenläui

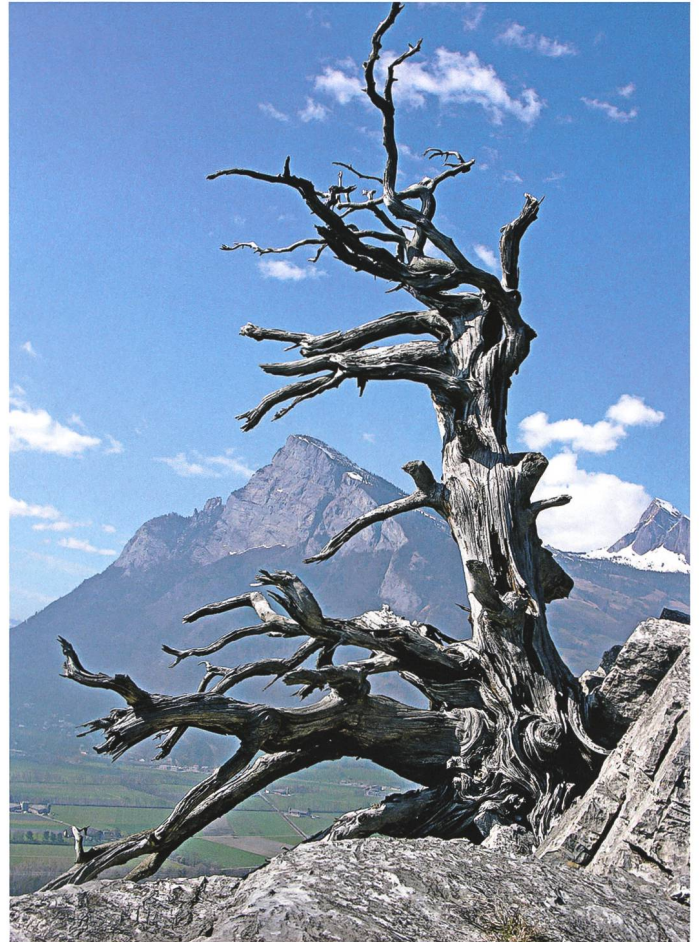
Das waren noch Zeiten, *doazmol, anna zwölfli* – 1812, wie der Nini erzählte, *en Sou-Chlapf Schnea hät s ka* – und immer noch schneite es. Gegen zwei Meter hoch sei er im Dorf gelegen und noch höher auf dem Walserberg, wo seine Nana und sein Nini noch fast das ganze Jahr gehaust hatten! Dort gab das lange Nächte, so tief eingeschneit! Doch die Leute waren damals noch nicht so *verpöppalat* – so verwöhnt – wie heutigentags. Sie dachten, der Föhn räume dann mit dem Schnee schon auf. Aber oha – damit hatten sie sich den falschen Finger verbunden!

Eines Abends – die beiden Leutchen sassen zufrieden neben dem kleinen Ofen – klopfte es dreimal ans Fenster. Die Nana fragte sich, wer wohl bei diesen Verhältnissen und erst noch so spät den Weg aus dem Tal heraufgefunden habe. Der Nini schaute nach: weit und breit keine Menschenseele. Plötzlich aber wurde das Vieh unruhig, *hät Brööl abgluⁿ un gschränzt am Chrippplada* – es brüllte heftig und riss wild an der Krippenlade. Als es darauf nochmals dreimal ans gleiche Fenster klopft, da wissen die beiden Alten Bescheid: Ein Unglück kündigt sich – *dr tuisig Gottswilla! As git a-n Uⁿgfeel!* Man kann sich vorstellen, wie die beiden in die Sätze kamen – lange Minuten gar nichts anderes tun als warten und zum Herrgott beten.

Jäh krachte und donnerte es dann los, das Haus wackelte und zitterte, die Lampe löschte aus! Was die beiden Leutchen dabei durchmachten, lässt sich kaum erzählen. Schlagartig herrschte darauf Mäuschenstille. Kreidebleich wollte der Nini die Tür öffnen, doch sie klemmte, so dass er sie mit Gewalt aufschlagen musste. – *Du verbrännti Zaina, wia hät das verjuss driⁿgsea!* Alles aper und schneefrei, eine einzige Wüste bis hinab zur Fluewand: Erde, Holz und Steine! Der ganze Stadel weggerissen mit allem Vieh darin, nichts mehr vorhanden – *schoa gat gär nüt mea!* Wie durch ein Wunder waren der Hausteil noch ste-

Vom Ellhorn gegen Gonzen und Gauschla. Die Leute litten 1816/17 furchtbaren Hunger, «sahen aus wie dürre Bäume und gingen schwankend umher».

Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs



hen geblieben und die Grosseltern mit dem Leben davongekommen. Einen Stier – an der Krippenlade erwürgt – fand man anderntags an der Fluewand hängen. Niemand wollte seit jener Zeit mehr das ganze Jahr am Berg hausen; der Name aber ist bis auf den heutigen Tag geblieben: Saxerberg.

Im Volksmund in der Erinnerung geblieben sind insbesondere die Lawinen, die aus dem Läuizug über Rungg, die Walserberge und schliesslich über die Fluewand niedergingen. Um 1800 sei es sogar vorgekommen, dass die vom Chamm abgebrochenen Lawinen beim Rungg das rund dreissig Meter tiefe Luterbachobel aufgefüllt hätten, so dass die seitwärts vom Läuizug herabsausenden Schneemassen das angefüllte Tobel übersprangen und alles Leben am Walserberg bedrohten. Ein Mathias Schlegel sei damals im Stall des Saxerbergs auf dem Tril gelegen, als seine

Braut, Margareth Bertsch von Furna, angsterfüllt vom nebenstehenden Hüslü herübereilte und fragte: «*Mathis, häsch mer du ggrüeft* – hast du mich gerufen?» Und im selben Augenblick habe die Lawine das Hüslü weggerissen und sei über den Stall hinweggefahren. Wenn nicht Ahornbäume den Stadel geschützt hätten, wären Menschen und Tiere elend umgekommen.

Weiter wird erzählt, dass sich an jenem Abend einige Bergler im Lochberg zum gewohnten Jass getroffen hätten. Als sie im nahen Stall das Vieh brüllen hörten und aus der Hütte traten, meinte einer beim hellen Mondschein: «*Döt am Lanaberg hät s ggobarat* – am Lanaberg ist es aper geworden»; und als sie hinüberkamen, waren alle Städel weggefegt.

Erinnerungen von Hans Saxer, Azmoos; Kuratli 1995, S. 60ff.